

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dath, Dietmar
Feldeváye

Roman der letzten Künste

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4510
978-3-518-46510-3

suhrkamp nova

Dietmar Dath

FELDEVÁYE

Roman der Letzten Künste

Suhrkamp

Die Vignette auf Seite 5 wurde von Oliver Scheibler gestaltet.

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4510

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Büro Mario Lombardo, Berlin

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46510-3

FELDEVÁYE



Für uns, weil wir wissen: So war es.

I. URSPRUNG

*ach! wissenschaft ist pubertät. die kunst
ist das erwachsensein. begriffe sagen
nichts ohne sie: das höchste ist die welt
sehr lebbar machen. sie ist in uns drin.*

Ronald M. Schernikau

1: Reise zu den Letzten Künsten

Feldeváye hatte sich als Zufallsziel ergeben.

Einig waren sich Klemens und Severin gewesen, dass man tief in die Himmel würde fliehen müssen, wenn man zusammen ein besseres Leben aufbauen wollte.

»Du und ich«, sagte Klemens nach einem kräftigen Zug an der gesunden Kräutertzigarette, »wir müssen es auf der Welt aushalten können. Sonst halten wir's auch nicht miteinander aus. Wenn ich unzufrieden bin, kannst du mir nie das ersetzen, was ich von mir selber verlange, aber nicht hinkriege. Wenn der Ort, an dem ich arbeite, zu eng ist und zu dumm – machst du ihn mir schöner? Kannst du nicht. Musst du gar nicht wollen. Verschwendung. Du sollst ja du sein, nicht ich.«

Sie hatten einander auf dem Schattenspiegel kennengelernt.

Severin Rukeyser, Mitte dreißig, großgewachsen und schlank, mit weiblich schmalen Händen, männlich breiten Schultern, rothaarig – selbst auf den Armen wuchsen dichte kupferne Härchen, Klemens nannte den Freund bald »Fuchs« –, hatte im selben kleinen, exklusiven Produl gearbeitet wie der über zehn Jahre Jüngere; allerdings in einem anderen Zweig: Severin war als Spatiokomponist jung zu Ehren und Klientel gelangt, in einer nichtklinischen, nachbiotischen Tätigkeit also, immer dicht am Nomos; Klemens Erikson entwarf und verbesserte lehrreiche, ungefährliche Krankheiten.

Severin konnte sich bei der Arbeit kleiden, wie er wollte. Klemens wiederum lief selbst während der Freizeit oft im traditionellen weißen Kittel seines Berufszweigs herum.

»Aber die Kluft ist«, fand Severin, »bereits der ganze Unterschied zwischen uns.«

In Wirklichkeit gab es zahlreiche weitere Unterschiede. Denen

verdankten die beiden, dass sie lange neugierig aufeinander blieben.

»Unter uns«, sagte der Fuchs ganz richtig, »gibt es viele Sterne, die wir nicht sehen, über uns nur einen. Die Richtung der Schwere ist anders als in der Natur, das Unnatürliche liegt uns.«

Von der Liebe abgesehen, lebte Severin asketisch, rauchte nur das Gesündeste, besorgte sich selten modische Leiden, benutzte sie noch seltener und trieb, wenn es ihn nach körperlicher Belastung verlangte, lieber Sport – er war ein geschickter Tennisspieler, ausdauernder Läufer, hochbegabter Surfer und kletterte auf alles, was nicht abgesperrt oder auf andere Art unzugänglich war. An Modisches glaubte er nicht, am wenigsten an die Tafeln: »Das sind doch, wie sagte man früher? Nur Fotos. In zweihundert Jahren wird man sich schämen für uns, dass wir diesen Blödsinn mitgemacht haben. Dass Leute glauben konnten, die Menschenseele ließe sich derart leicht einfangen, kopieren, wiedergeben.«

Severin las lieber, als sich in Tafeln kratzen zu lassen. Er hörte. Er schaute sich Videos an.

Lektüre, nicht Osmose, war sein Prinzip.

Die Privaträume des Fuchses, über die ganze Küstenstadt Chantierville verteilt, stets in den steilsten Gebäuden, waren voll mit Blattwerk, Ästen, Zweigen, Rindewällen. Er lebte im bäumlichen, waldigen Stil und hielt dort Reptilien, bevorzugt Schlangen.

Klemens Erikson war sinnlicher veranlagt, er liebte gutes Essen und hielt sein Gewicht mit induzierten Fieberdiäten unter Kontrolle (»Du bist«, spottete Severin, »wie alle Designer künstlicher Malaisen längst abhängig von deinem Zeug«).

Obwohl kein nachlässiger Bauchansatz störte, sah Klemens gemütlich aus, mit schlecht rasierten Bäckchen, wie ein aufgeweckter Hamster, und ungekämmtem braunem Haar. Er war von kräftiger, nie jedoch übergewichtiger Statur. Wer ihn nur oberflächlich ansah, hielt ihn vielleicht für etwas weich. Die klaren, kühlen, regsam blauen Augen aber verrieten einen flinken Verstand.

»Diese Augen«, gab Severin zu, »das war's für mich. Da wusste ich's.«

Seine eigenen, braun, warm, tief, blickten melancholisch – es lag eine Schwermut darin, die er mit seiner rastlosen Selbstverbesserung, der steten körperlichen Bewegung und dem Verzicht auf alle gängigen Laster bekämpfte. Einzig bei der Liebe nahm der Fuchs sich in keinerlei Zucht.

Klemens dagegen wollte grundsätzlich nichts an sich bekämpfen: Er war seiner Sache meist sicher, beruflich wie persönlich. Das machte ihn stark und erlaubte dem Älteren, sich bei ihm Kraft zu holen, wenn der Alltag ihn bremste, niederdrückte, schwächte.

Severin liebte den Sprung von der höchsten Klippe ins wildeste Wasser.

Klemens mochte milden Tee aus blauen Blättern.

Severin ließ sich von Automaten an Kriege erinnern, die kein Lebender hatte ertragen müssen. Er rannte in Synnesschlachten herum, rang dort mit Feinden, schoss und prügelte.

Klemens dagegen verlor sich, war er allein, in Bildern davon, wie es auf der Erde ausgesehen hatte, vor der Hidschra.

Severin liebte die tiefe Nacht, weil da die Lichter in Chantierville und den ganzen Küstenstreifen entlang aufflammten: Blinzelnde Zivilisation, elektrisches Wimmeln.

Klemens schätzte den frühen Abend, weil man dann Atem holte, Meer roch.

In vielem waren sie sich freilich einig: Beide mochten Wolken. Beide suchten Herausforderungen. Beide fanden Vorgesetzte lästig, die ihre Untergebenen mit albernen Befehlen bombardierten, nur um sich zu versichern, dass sie welche hatten.

Beiden gefielen die meterhohen Licht- und Schattenspiele an den Fassaden der Dünenwohnblocks. Beide fuhren mit Strandbuggys zwischen den brennenden Öltonnen Rennen, Severin als Reflex-test, Klemens als Party. Beiden schmeckte Lakritz, beide waren kitschig, mutig, gedächtnisstark, unruhige Schläfer, anfällig für Sonnenbrand.

Die Wahrheit über das, was sie von dem Ort fortreiben wollte, an dem sie einander begegnet waren, wurde ihnen erst klar, als sie einander schon ein Weilchen kannten: Severin hasste sein Los, seine Arbeitsbedingungen, die ganze Stadt Chantierville an der langen Küste, die doch als Urlaubsort der Allerglücklichsten weit übers lokale System hinaus den besten Ruf genoss. Er mochte Klemens vor allem deshalb, weil der diesen Hass als einer der wenigen im Produl verstand, sogar ein bisschen teilte, wenn schon nicht mit demselben Ingrimmm pflegte.

»Nein. Schluss. Grauenhaft. Hier kann man nicht arbeiten. Hier kann man nicht atmen. Hier kann man sich nicht ausruhen«, war schließlich Severins Ansicht über den Schattenspiegel geworden. Klemens hatte zugestimmt: »Ist so. Es reicht. Obwohl sie uns gut behandeln und obwohl andere, die nichts können, weder Pragmano noch Nomotech, also weniger gebraucht und schlechter behandelt werden als wir, bestimmt viel bessere Gründe haben, sich zu beklagen, reicht es mir zuzuschauen, wie Menschen, und nicht nur die, hier jeden Tag belogen, ausgenutzt und verkauft werden.«

Das war bildlich gesprochen: Verkauft wurde hier niemand.

Geld, wie bei den Primitiven, in den verkommenen, von Sozialpathologien verschmutzten uralten Wiegen und Senken der galaktischen Zivilisation, etwa der Erde, der japetischen Gruppe oder auf den Luytenplaneten, vor allem im Orion- und im Carina-Sagittarius-Arm, gab es in der örtlichen Leuchtfeuerzone zwar noch. Aber über dieses primitive Medium wurde seit Jahrhunderten nur noch das arbeitsaufwendigste Sechstel der Ressourcenallokation geregelt, und in unaufgeräumten Ecken gab es einige wenige Spiele, die davon handelten.

Von »Verkaufen« im Zusammenhang mit dem zu reden, was in zeitgenössischen Produln geschah, hieß deshalb einfach, den Prodisten in Chantierville vorzuwerfen, sie würden ihre Leute nicht nach Verdiensten bevorzugen und benachteiligen, sondern nach anderen Kriterien. Gemeint war, es gäbe ungleichen Tausch und mithin Idiotinnen oder Mieslinge, die ihren kurzfristigen Vorteil

suchten statt richtiger Lösungen für die Schwierigkeiten, die sie sich machten oder die man ihnen anvertraute.

Severin und Klemens hatten einige solcher Fälle erlebt. Nötigung, Gefälligkeiten, Resultatfälschung auf Gegenseitigkeit, sogar Beziehungsmisbrauch und sexuelle Abhängigkeiten waren vorgekommen, in langsamen Produln und verstaubten Admingruppen, hellen Wohntrakten und prachtvollen Festterrassen an der Küste. Severin und Klemens verabscheuten das alles, ohne sich darauf erst verständigen zu müssen. Sie weigerten sich, vielleicht ein bisschen zu skrupulös, noch zwei Jahre nach dem Kennenlernen, ihr Beisammensein explizit übers Erotische zu bestimmen – wer sie ein »Paar« oder, noch schlimmer, ein »Pärchen« nannte, wurde bald zu nichts mehr eingeladen, das sie zusammen unternahmen. Gewiss, sie hielten einander beim Strandspaziergang, Arm um die Hüfte. Sie schliefen im selben Bett. Sie sprachen im Atem des andern. Sie teilten alle Fächer in der Noos von Chantierville. Sie tauschten Coiflets ohne Kennungen. Sie liebten einander.

Aber »ich will nicht in deinen Hosen wohnen, Fuchs« – das war, wenn Klemens es sagte, kein bloßer Witz, und Severin war froh darüber.

Als sie einander schließlich Zugangscodesiegel zu ihren Wohnräumen schenkten, blieben diese Räume dennoch unter ihren Einzelnamen gemeldet. Gemeinsame Siegel lehnten sie ab, nicht wegen der Gemeinsamkeit, sondern »weil's amtlich ist und nach der Erlaubnis des Integralleiters stinkt«, wie Severin höhnte.

Viele Bekannte verstanden so etwas nicht. Auch das war ein Grund, weshalb der Fuchs sich immer weniger wohl fühlte – im Produl, in der Stadt, auf dem Spiegel, im System.

»Manchmal habe ich nicht mal mehr Spaß an den Palmen, am weißen Sand, an den hellen Häusern, am Glas und Metall in der starken Sonne, an den Spiegelreflexen. Manchmal ist mir so schlecht, dass mir die dürrste Wüste und der eisigste Mond angenehmer wären.«

»Gut, hauen wir ab.«

»Und wohin?«

»Ich weiß es nicht. Milchstraßenauswärts? Oder quer über'n Molekülring und den zentralen Balken weg. In die später besiedelten Spiralarme. Nordwesten. Jüngere Welten. Heißere Krusten. Zu deinen Wüsten und Eismonden. Hauptsache, weniger Leute.«

»Also Uneca. Oder Nitirak.«

»Senés ginge auch. Und La Sentinelle.«

»Oder gleich Feldeváye.«

»Ja. Du sagst es, Fuchs. Feldeváye.«

»Feldeváye.«

Ein Wort mit hellen Vokalen, aber Severin sprach es aus, als wäre es aus Sirup, goldenem Blut von Bäumen, die schwer duftende Rinde hatten. Natur, nicht die Pragmabiotik, die in seinen Wohnwänden steckte.

Feldeváye: ein Fluchtnamen und Auswegweiser.

Feldeváye: große Wüsten, freie Täler, reiche Nordnadelwälder, hoher Schnee, üppige südliche Dschungel voller Wasserfälle und Flüsse mit bewohnten Sandbänken, heitere Archipelgruppen in den gemäßigten Meeren, vier schöne Monde.

Die Sümpfe um die Brombeergegend, das alte Gras Spinifex, die Salzbüsche in der Steppe. Der Thomasgürtel im Eisregen.

Feldeváye: Lebewesen, die sich in Öl malen oder in Marmor hauen ließen, als wäre das noch üblich. Man hatte von pelzigen Fischen gehört, darunter Walen mit metallisch-rottem Fell, von Raubtieren, die aufrecht gingen und denen Feuer aus Kiemen sprühte, von den Sencassa mit Obsidianaugen, den Midrai mit Netzflügeln, von kleinsten Kreaturen auch, die Klemens besonders interessierten: »Es soll Plasmidenkolonien geben dort, die darauf programmiert sind«, verriet er Severin das Ergebnis erster Recherchen, »ihren Trägerinnen und Trägern Zugang zu sensorischen Erfahrungen unserer frühesten Vorfahren zu öffnen. Ganz andere taktile Sinne, eine Art erleuchteter Raumexistenz, die nicht mal du mit deinen Kompositionen suggerieren kannst. Und Rechnergärten auf den drei normalen Monden, groß wie Chantierville. Vom vierten ganz abgesehen: Arrhenius, dem Rätselball.«

»Träum weiter«, lachte Severin.

»Muss ich nicht, wir fahren ja hin«, erwiderte Klemens.

»Ganz anders als hier ist es da auch nicht. Die Storema ist dort, und es gibt Rengi. Dann noch die Lapithen ...«

»Lapithen gibt's hier aber keine. Nur Gerüchte. Alle paar Jahrzehnte heißt es, dass jemand einen gesehen hat, am Innenäquator: New Lazarus, Clutien, Dirgha. Auf Feldeváye und Arrhenius aber, da sind sie fleißig.«

»Wie auf den anderen vierzig Welten, und den hundertzwanzig danach. Aber wenn du deswegen hinwillst ...«

»Bunte Mischung! Menschen, Storema, Lapithen ...«

»Ein Paradies ist das nicht. Feldeváye hat eigene Minderheitenprobleme: Diese Lacs ...«

»Na was, ungleicherzeitige Entwicklung eben. Solche Lasten findest du überall, wo die Hidschra ihre erste Welle hingeschickt hat. Die dann halt oft zu spät angekommen ist. Klar, auch Feldeváye hat Admins und Prodisten, im ewigen Gezänk, weil der lange Arm des Integralleiters ...«

»Sag' ich doch. Wie überall.«

»Hör' mal, das ist doch Blödsinn. Wie überall? Eine Gegend mit mehr Charakter wirst du nirgends finden. Sie haben einen Mond, der eine Sonne ist. Sie haben ...«

»Schon gut. Ich will ja hin.«

Feldeváye: Jedes Klima war dort zu finden, vom Backofenzittern bodennaher Lüfte in den Wüstenstrichen bis zu Gewittern in den Zonen, wo die größten der Urbeen standen, zwischen Toveyn und Travers, Ammar und den Atollen. Reguliertes Wetter überwölbte Ellemi, Deyra, Pachetum und Kaderum, Laischa, Barbizek und andere Städte für die Künste, über deren Marmorplattendächern sich morgens kleine Quellwolken bildeten, die rasch ambossartige Gewitterwolken wurden und am Spätnachmittag Blitze schleuderten, Regengüsse freiließen, von Donner bebten. Die Omphaloi dieser Städte waren Dreh- und Angelpunkte in komplizierten Systemen von Warm- und Kaltfronten, wie es sie auf klimakontrollierten Welten, also auch auf dem Schattenspiegel, seit ewigen Zeiten nicht mehr gab.

»Naturbelassen«, wusste Severin, »sind sie auch auf Feldeváye nicht, sondern, wie alles dort, geschützt, geregelt. Vor vier-, fünfhundert Jahren, glaube ich, haben die Menschen und die Mennesker, vermittelt durch die Lapithen, sich auf Konfigurationen geeinigt, die so schön sind wie zweckmäßig. Tiermigration, Waldleben, Wetter – auf Feldeváye Ergebnis von Verträgen. Ein gänzlich zivilisiertes, völlig gerechtes Gestirn.«

Feldeváye: Wo man, wie die einschlägigen Synesszenarien wussten, *das Buch* las und ganze Regionen und Kulturen diesem Text gehorchten, von dem man milchstraßeneinwärts nur wusste, dass er *Antworten* enthielt. Einem Text gehorchen, wie tat man das? Waren ihre Coiflets sowas wie Steuerungscode für Roboter? Hieß »Text« nicht immer auch »Auslegung«, war das nicht ein Gehorsam im ewigen Aufschub?

Buch, Antworten: Codes für Unsinn aus der Zeit vor der Hidschra, für Scurrilitäten religiöser, politischer, wissenschaftlicher oder philosophischer Art. »Es gibt verschiedene Versionen«, fand der Fuchs heraus, »alle sind verwirrend. Die meisten sagen, das Buch habe ein Mensch geschrieben. Einige behaupten, die allererste, handschriftliche, illuminierte Ausgabe stamme von einem Lapithen und sei dem von den Menneskern diktiert worden. Ich habe eine Synesschleife gefunden, die sagt, es gäbe sogar zwei Bücher – eins mit den Antworten, ein anderes mit den Fragen. Das eine Buch, sagen sie, habe ein Mann geschrieben, das andere eine Frau.«

»Bwäh«, machte Klemens angewidert. »Geschlechterbinaritäten als Kulturgrundlage. Ganz toll. Sitzen die Frauen in der Höhle, gebären und säugen, werden sie von den Männern geschlagen, wenn die von der Jagd heimkommen? Erbt der älteste Sohn die Keule und den Speer? Soll heißen: Wollen wir nicht doch woandershin?«

»Ist doch alles bloß symbolisch«, lachte Severin, »ein Ja-Nein-Schema, ein Schwarzweißbild, mit dem auf die Kämpfe zwischen Admins und Prodisten angespielt wird. Du weißt doch, wie der Synesquatsch funktioniert: Man macht alles Mögliche, die alte Erde, das Innere eines Pulsars oder Feldeváye zum Schauplatz der

Konflikte, die es auf allen zivilisierten Welten gibt. Und dass das dann zwei Texte sein sollen statt zwei Ungeheuer oder zwei Götter oder zwei Zahlen oder zwei Städte oder zwei Planeten, bitte, das ist halt Feldeváye. Literatur. Schöne Lügen.«

»Und die Leute dort, die das eine Buch lesen und ihm folgen, die lehnen das andere dann schön ab, und führen Kriege deswegen, Kreuz gegen Stern, Hammer und Sichel gegen Halbmond, Hakenkreuz gegen McDonald's-M?« Klemens klang leiernd, entnervt.

»Also es heißt, das Buch mit den Fragen werde von denen bevorzugt, die schon die Geste des Antwortens ablehnen. Von denen, die Antworten insgesamt für was Schädliches halten. Da gibt's wohl einige Hunderttausende. Und das Buch mit den Antworten wird dementsprechend von solchen verehrt, die Fragen lästig finden und ... müßig. Wie gesagt, die Fragen, sagen viele Quellen, stammen von einem Mann, die Antworten von einer Frau, oder na ja ... umgekehrt. Es gibt aber auch Schleifen, die behaupten, beide Bücher habe ein Mann geschrieben, um die Frauen zu manipulieren, und wieder andere, die sagen, beide seien von einer Frau verfasst worden, um sich entweder über die Männer oder aber sogar über alle Geschlechter lustig zu machen.«

»Alle Geschlechter. Also nicht nur diese beiden da, aus deiner Steinzeit.«

»Nee, alle. Alle, die es gab, gibt und je geben kann. Die Binarität ist ja nicht ewig, wir sind wohl nur wegen der Admin-Prodisten-Geschichte auf den meisten zivilisierten Welten wieder in ...«

»Es wäre natürlich interessant, wenn man Auszüge aus dem Buch, oder ähm dem Buch und ... dem anderen Buch lesen könnte.«

»Das«, Severin grinste angriffslustig, »ist eben der Witz: Es wird behauptet, man könne beide Bücher nur auf Feldeváye finden. Nur dort lesen also. Und nicht einmal dort ganz verstehen. Irgendetwas Technisches, sehr Raffiniertes, verhindert wohl, dass auch nur Teile des Texts die Schwerkraftmulde des Planeten verlassen. Lässt sich nicht in Coiflets oder CLPs ohne feldeváysche Nooscodierung ...«

»Ach komm, was erzählst du? Spukmärchen.«

»Nee, wirklich. Sobald jemand auch nur Exzerpte verschickt, etwa per Radiopuls, erkennen große Filteranlagen, die in Satelliten und auf den vier Monden von Feldeváye untergebracht sein sollen, diese Zitate, und verstümmeln und entstellen sie, unrekonstruierbar. Haben die Lapithen eingerichtet. Ist Vertragsbedingung gewesen, dafür haben sie uns dann jede Menge Ports ...«

»Verrückte Wolle.«

»Ja. So verrückt, dass sie stimmen könnte.«

Feldeváye: Heimat Letzter Künste.

Das jedenfalls sagte der Name, der von den vielen, die man dem Planeten gegeben hatte, der gebräuchlichste war. Er stammte aus einem Dialekt der Lacs, die dort gemeinhin zu den Ärmsten der Armen zählten, sich aber für eine Art Ureinwohner hielten, nicht ganz zu Recht, wie Klemens und Severin wussten.

»Feldeir«, das hieß: »Künste in der Neige«.

»Váye«, das hieß: sicherer Ort.

Die beiden Auswanderer ließen sich Zeit mit dem Aufbruch.

So erhielt ihr Traum Gelegenheit, erwachsen zu werden, weltzugewandt, realistisch.

Es kam ein Winter; man hatte höheren Orts beschlossen, am Küstenstrich um Chantierville einmal wieder Schnee zuzulassen. Klemens und Severin vergnügten sich damit. Sie verdampften das weiße Zeug mit Heizringen auf ihren Dächern und berauschten sich am heißen Nebel, oder sie warfen sich am Strand hinein. Schlaflosigkeit, eine gute und lustige, regierte die Winterwochen.

Die üblichen Touristen von den Schattenspiegelpolen kamen nicht mehr, die sonst gekommen waren, weil es hier immer warm gewesen war. Andere aber trafen dafür ein, die wussten, dass bei den Grotten, auf den grauen Hängen nördlich der Stadt, jetzt Eisflächen und Pisten zum Schlittschuhlaufen und Skifahren zu finden waren. Auf den entsprechenden exklusiven Vergnügungen ließ sich auch Severin gern sehen.

Der Fuchs sah, wie bei allen seinen Abenteuern, gut aus, wenn sich hinter oder vor ihm eine transgene Klapperschlange oder ein giftgrüner Hundskopfschlinger blitzschnell durch die frischen Flocken grub und ringelte.

Als der kurze Winter einem makellosen Frühling wich – man ließ sogar neue Vögel mit verwirrenden Liedern frei –, wurde es Zeit, die Reisepläne ernsthafter zu beraten.

»Aber Feldeváye, mach dir das klar, das ist so gut wie nirgends. Willst du da wirklich hin?«

Klemens, der auf seine ebenso umsichtige wie pragmatische Art die lange Reise zwischen den Sternen arrangierte, fragte, bevor er sich daranmachte, eine Insel zu organisieren, lieber noch einmal nach.

»Ja. Will ich. Aus zwei Gründen, bevor du mich damit quälst, ob's welche gibt: Erstens wird es auf dem Schattenspiegel immer schlimmer. Ist dir aufgefallen, dass es in der koordinierenden Arbeitsgruppe des Produls, zu dem wir ... gerechnet werden, jetzt Leute gibt, die nicht einmal die Vornamen von Kolleginnen, mit denen sie seit vier oder fünf Jahren jeden Tag zusammen in den Hallen sitzen, richtig aussprechen können? Und zweitens: Du hast nicht recht. Es ist nicht ›so gut wie‹ nirgends. Feldeváye, das ist wirklich nirgends. Das ist gar kein Ort, eigentlich. Das ist eine Geschichte, für Kinder mit großen Augen, denen man beibringt, ohne Schnittstellen Bilder zu machen, ohne Synes zu träumen, ohne Raumdeuter Musik zu spielen. Feldeváye, das ist noch gar keine Welt. Daraus muss man erst eine machen. Genau das könnten wir tun. Zusammen.«

Das halbe Jahr bis zur Abreise war das schönste im bisherigen Leben beider Männer.

Klemens Eriksons fünfundzwanzigster Geburtstag fiel in diese Zeit. Severin fielen große Geschenke ein: Er baute dem Pragmabiotiker einen Palast aus Herztrommeln, Rasseln und Silberblitzen,

in dessen Festsaal sie am Morgen des betreffenden Tages geweckt wurden von verstärktem Meeresrauschen, dann in weite Hallräume entführt, von einem träge sich räkelnden Râga getragen. Feierliche, stolze, liebevolle Klänge – eine Musik, die Klemens hätte für immer bewohnen wollen, gerade weil er wusste, dass sie verschwinden musste.

Kaum dachte er das, umarmte ihn der Freund zum Ausklang, der mächtig um beide aufschäumte, bald freundlich verlangsamte, *rallentando*, verebbte, dann verschwunden war.

Abends feierten sie auf einem von Severin gemieteten Riesenfloß in der systemweit berühmten gläsern blauen Bucht von Seljana. Rot- und Weißweinspringbrunnen sprudelten, verbunden von kleinen Aquädukten, später war's Champagner. Auf einer zwanzig Meter langen Tafel voller Fischgerichte, Meeresfrüchte und Vegetarischem leuchteten alle Farben; selbst Severin probierte von den Lachs-Rillettes und Klemens beschloss, als Dank für den Freund ein Virus zu züchten, das die Genüsse dieses Abends als Geschmackserinnerung wachrufen konnte: den gegrillten Hummer an Rosmarin-Knoblauchbutter, die Pfeffersardinen in Sherry-Essig mit glasierten Schalotten, den pochierten Seeteufel in Safransauce.

Severin fütterte damit auch seine Schlangen, die sich um Arme und Hals ringelten wie Modeschmuck, am liebsten mochten die Tiere gebackenes Wurzelgemüse mit Ingwerglasur, das sie annahmen, als wäre es Fleisch von kleinen Nagetieren: »Seht ihr, vegetarisch kann man lernen!«

Tatsächlich vermisste niemand Steaks und frittiertes Geflügel, wo es Chili-Satay-Nudeln, süßsaure Zwiebeln, Kartoffel-Cashew-Samosas oder Spinatsalat mit Nüssen gab.

Dreihundert Gäste waren gekommen, viele aus dem Produl, in dem Severin und Klemens arbeiteten. Niemand machte ein Aufhebens davon, aber es waren fast nur Menschen da – bis auf eine kleine Gruppe von Storariern, die sich am Rand eines Floßes wieg-